

Etwas vom Ganten

Autor(en): **Kronenberg, Ignaz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Etwas vom Ganten.

Nachdruck verboten.

Eine Erinnerung von Ignaz Kronenberg, Meherstappel.

Nicht jeder hört gern von diesem Thema sprechen. Am liebsten wohl diejenigen, die davon ihren Profit haben, Ausrufer, Schreiber und Gerichtsbeamte, am unliebsten jene, denen gegantet worden ist wider ihren Willen. Den meisten aber, denen man gegantet hat, kann es Wurst sein, ob man davon rede oder nicht. Sie werden nicht protestieren dagegen, denn der Tod hat ihnen den Mund geschlossen. Etwas anderes ist's, wenn einem armen Teufel die letzte geringe Habe vergantet wird und er zuschauen muß, wie ein liebes Andenken an frühere schönere Zeiten ums andere von gefühllosen Händen gepackt und hinweggeschleppt wird. Vielleicht ist er ganz unverschuldet ins Unglück gekommen, nicht so, wie jener Leichtfuß, der an jedem Schützenfest sein wollte, obwohl es nicht besonders weit her war mit seiner Schießkunst. Aber die lustige Gesellschaft und das „Becherverschwellen“ hatten es ihm angetan. So kam es bei ihm schließlich auch zur Gant, und zuletzt sollte auch noch der ihm so teure Stuzer, der Urheber all des Unheils, vergantet werden. Die Frau sah es, wie weh es ihm tat, und was machte sie? Sie holte ihre letzten am eigenen Mund ersparten Franken herbei und ersteigerte den Stuzer zur größten Bewunderung ihres Mannes. Mit bittender Miene übergab sie ihm die verhängnisvolle Waffe. Vielleicht wünschte sie, damit erschossen zu werden. Doch der Mann faßte es glücklicherweise anders auf: er nahm das Gewehr, schlug es am nächsten Stein in Stücke und war von da an ein solider Mann und sein Weib eine glückliche Frau...

Es hat Zeiten gegeben – und für Liegenschaftsganten

sind diese Zeiten auch jetzt noch nicht ganz vorbei – wo es sehr hoch herging bei den Steigerungen. Die, welche steigern ließen, spendierten den Gantbesuchern geistige Getränke in Hülle und Fülle, wohlwissend, daß durch die alkoholische Erregung die Lust und der Mut, ein Angebot zu tun, ganz bedeutend gefördert werde. Es kam so weit, daß ein schweizerischer Bischof, Josef Sigmund von Roggenbach, der als Bischof von Basel damals in Bruntrut residierte, im Jahre 1783 eine landesfürstliche Verordnung herausgab, „wodurch das Trinken bey den öffentlichen Ganten, Steigerungen und Zehend-Verlehnungen abgestellt wird“.

Der Bischof nimmt voreerst Bezug auf eine Verordnung seines Vorgängers im



Markt auf dem Karlsplatz zu Eisenach.

Amte, der das Verbot erlassen hatte, es dürfen Verschreibungen und Verträge durch die Notare nicht in Wirtshäusern vorgenommen und abgeschlossen werden, da bei dem dabei vorkommenden übermäßigen Trinken Vernunft und Freiheit des Geistes gewöhnlich schweren Schaden nehmen. Wenn dann Ueberlistungen vorkommen, so laufen die Leute von einem Gericht zum andern, um die Sache wieder rückgängig zu machen. Das sei nun zwar durch die Verordnung des Fürstbischofs Josef Wilhelm „mildseligster Gedächtniß“ vom Jahre 1752 besser geworden. „Allein die Erfahrung beweist, leider nur zu viel, was schlimme Folgen auch das Trinken in den öffentlichen Ganten, Steigerungen und Zehend-Verlehnungen nach sich ziehet! in der That! viele durch den Wein erhizet oder gar beräuscht machen Bothe, deren es sie des andern Tages reuet! Der Tag der Bezahlung rückt an. Die Unvermögenheit, solche zu leisten, ist da. Die Säure des Weins wird alsdann erst gefühlt, und Weib und Kinder sind es oft, so die Unbesonnenheit eines solchen im Weine gethanen Boths durch Vergantung ihres eigenen Vermögens abbüßen müssen ...“

„Am nun diesem Uebel nach Kräften abzuhelfen, wollen und befehlen Wir, daß das Trinken bey den öffentlichen Ganten, Steigerungen und Zehend-Verlehnungen ins künftig auch vollkommen ab-

gestellt und denjenigen, so diese anstellen, bey schwerer Strafe, verbotnen seyn solle, ehender und bevor Wein aufstellen zu lassen, als bis das letzte Both gethan, somit die Gant-Steigerung oder Zehend-Verlehnung gänzlich vorbeu seyn wird. Zu diesem Ende soll gegenwärtige Verordnung überall, wo gewöhnlich, in sämtlichen unsern Oberämtern verlesen, und zu jedermanns Wissen öffentlich angeschlagen werden.“

Eine von väterlicher Fürsorge für das Volk zeugende Verordnung! Aber bald stürzte das bischöflich-baselsche Fürstentum zusammen in den Stürmen der französischen Revolution, und so hat sich das Unwesen der Anmierkneiperei bei Ganten bis in die Gegenwart hinein erhalten können, wenn auch nur noch bei Liegenschaftssteigerungen. Bei kleinen Hausrat- und Gerümpelganten würde der Wert der zu versteigernden Objekte oft kaum die Kosten der Bewirtung decken.

Dann gibt es auch Ganten, bei denen es ins Guttuch geht, Antiquitäten- und Karitätensteigerungen, bei denen oft für ein einziges Stück Hunderttausende von Franken bezahlt werden. Es handelt sich dabei fast immer um Spekulation auf die Sammelwut reicher Leute, und man vernimmt höchstens etwas darüber, wenn's dabei zu ganz extravaganten Summen und Ueberbietungen gekommen ist, wobei wir kleinere Leute einen Begriff bekommen davon, wie sie's treiben in den Kreisen der englischen und amerikanischen Nabobs.

Bleiben wir lieber bei den kleinern Leuten!

„Siebenehalbe Baze zum erste, siebenehalbe Baze zum andere, siebenehalbe Baze zum - zum - zum dritte!“

Wer hat diesen Ruf nicht schon gehört und wer weiß nicht, was er zu bedeuten hat? Was ihm alles vorangegangen sein kann im menschlichen Leben? Da hat einer das Zeitliche gesegnet, dort ist einer in Konkurs gekommen, wieder einer will auswandern, ein anderer speku-



Markt in Dresden.

lieren — alles Gelegenheiten, wo man „gantet“, das heißt seine Habseligkeiten unter behördlicher Aufsicht dem Meistbietenden verkauft oder — überlassen muß. Das Wort Gant ist aus dem Lateinischen entlehnt. Wenn man auf lateinisch fragen will, wieviel etwas kostete, so drückt man das mit dem Worte „quanti“ (wieviel?) aus.

Dieses Ganten hat einen besondern Reiz, und oft bin ich schon als Knabe dabei gestanden und hätte gern auch ein „Bot“ getan, wenn Waffen, alte Uhren, Instrumente, Bücher oder andere für junge Herzen begehrenswerte Dinge zur Steigerung kamen. Aber meistens fehlte es an der Hauptsache, und wenn ich noch Geld gehabt hätte, so hätte ich mir doch nicht getraut zu bieten. Denn dann schauen einen die Leute gleich so neugierig an, was mir immer sehr zuwider war. Und dann hätte ich vielleicht zu viel auf etwas geboten, und sie hätten mich gar noch ausgelacht — schrecklicher Gedanke!

Ich bin darum ziemlich groß — oder besser gesagt — lang geworden, bis ich mir getraute, bei einer Steigerung auf etwas zu bieten. Das erste, was mir zufiel, war ein großer Waschkorb voll alter Bücher. Leider waren sie zu wenig alt sowohl wie auch zu wenig „jung“. Es war darunter eine etwa zwanzigbändige Weltgeschichte, ein Lexikon, eine Naturgeschichte, eine Mythologie, Atlanten und Erdbeschreibungen, alles zusammen für zwölf Baken, ungefähr mein ganzes Vermögen. O, ich glaubte, ich habe alle Vögel gefangen mit diesem Kauf, und wenn ich auch heute kaum fünfzig Rappen bekäme für all die schwere Wissenschaft, so hatte ich doch wenigstens damals Freude damit, und das ist mir genug.

Bei diesem Ganten hat schon mancher viel größere Enttäuschungen erlebt als ich — zu den „teuersten Pfeifen“ bin ich nicht beim Ganten gekommen. In unserer Ortschaft war ein junges Ehepaar, und weil der Mann bekanntlich in der



Markt in Hamburg.

ersten Zeit dem lieben Fraueli gern alles tut, was er ihm an den Augen absieht, so wollte auch dieser junge Haus„herr“ seinem Schatz eine Freude machen. Da er es aber doch vorgezogen hätte, wenn die Freude nicht gar zu große Kosten brachte, so ging er an die Gant, die über die Verlassenschaft eines kürzlich verstorbenen wohlhabenden Bürgers gehalten wurde, um einen Spiegel zu ersteigern. Aber er mußte sich beeilen; der schöne Spiegel war soeben in Ruf gekommen, und er hörte: „Einezwänzg zum erste, einezwänzg zum andere, einezwänzg zum — zum ...“ Schnell entschlossen bot der liebevolle Ehemann sofort „zwoëzwänzg“.

Wie auf Kommando drehten sich alle Köpfe nach dem neuen Bieter. Verwunderte Blicke, schalkhaftes Zucken um die Mundwinkel, boshafte Bemerkungen — all das bekam der junge Mann noch billiger als den Spiegel, den er doch, wie er glaubte, noch so ziemlich „im Preis inne“ erhalten hatte und der ihm nun richtig auch zugeschlagen wurde, da niemand mehr bieten wollte. Er nahm ihn sofort zu Handen, sagte, er komme gleich wieder zurück mit dem Gelde und steuerte mit seinem schnell erworbenen Eigentum triumphierend heimwärts.

O ja, es war ein schöner Spiegel mit fassettiertem Glas und schön geschnitztem,

vergoldetem Rokokorahmen, und von weitem schon rief der Mann seiner Frau Liebsten zu: „Schau, was ich dir Schönes bringe, und dazu so billig!“

Natürlich hatte das junge Fraueli seine helle Freude an dem schönen Spiegel — wo ist ein Weib, das nicht gern in den Spiegel schaut! Aber nachdem sie sich selbst eine Zeit lang darin bewundert hatte, fragte sie schließlich doch: „Und billig sagst du? Was mußt du denn dafür bezahlen?“

„Nur zweiundzwanzig Bazen!“

„Was? Zweiundzwanzig Bazen? Gib das einer andern an!“

„So wahr ich lebe, zweiundzwanzig Bazen, nicht mehr und nicht weniger! Der Gantruser hat gerade einundzwanzig gerufen, wie ich dazu gekommen bin...“

„Ja, bist du denn sicher, daß nicht Franken gemeint sind?“

Nun kam etwas wie eine böse Ahnung über das gute Mannli, und offenen Mundes starrte er seine Frau an.

„Du Rindskopf!“ sagte diese. „Geh schnell und mach, daß sie den Spiegel wieder zurücknehmen! Wir können doch nicht soviel Geld für dieses Möbel ausgeben!“

Damit war der Mann aber doch nicht einverstanden. Er sah voraus, daß es ihm nur Spott und Hohn eintragen würde, wollte er den Kauf rückgängig machen.

Er nahm also vorfichtshalber zweiundzwanzig Fränklein mit für den Fall, daß seine Frau recht habe. Und sie hatte recht, und schweren Herzens mußte er seine vielen Fränklein zurücklassen. Aber das Beste an der Geschichte war, daß diesmal die Frau nicht lange schmollte — der Spiegel war halt doch schön!

Jetzt sind sie beide gestorben, die in jenen erganteten Spiegel viele Jahre hineingeschaut haben, er beim Rasieren und wenn er sich die Halsbinde um die steifen „Vatermörder“ schlingen, sie, wenn sie ihr weiches schönes Haar in dem zierlichen Netz unterbringen wollte. Jetzt wird er selten mehr gebraucht. Denn er gehört gegenwärtig dem — Schreiber dieser Zeilen, dem es niemand krumm nimmt, wenn bei ihm die Scheitel schon nicht schnurgerade über den Gedanken-sammler hinläuft ...

* * *

Was bei solchen Steigerungen manchmal geleistet wird an Bosheit, Schalkhaftigkeit und — Dummheit, das ist fast unglaublich. Da sind bezahlte Bieter, die machen sollen, daß der Grümpel möglichst teuer losgeschlagen wird; da sind wieder solche, die aus lauter lötigem Neid (!) bieten, damit ein anderer einen Gegenstand, den sie selbst nicht brauchen, nicht billig bekomme. Ein anderer schaut sich die Sache nicht recht an und sieht dann erst, wenn sie sein Eigentum ist, daß sie nichts wert ist, daß die Pfanne ein Loch, das Faß einen widrigen, unvertilgbaren Geruch, der Topf einen Riß hat. Aber am sonderbarsten ist es einmal doch mir selbst ergangen, da ich als lustiger Bruder Studio heim in die Ferien kam.

Mitten im Dorfe wurde im Freien gegantet, und ich hörte gerade im Vorbeigehen den Ruf: „Siebenehalbe Baze zum erste, siebenehalbe Baze zum andere...“ Ohne mich lange zu besinnen und ohne zu wissen, um was es sich handle, rief ich kräftig: „Es Fränkli!“

Selles Gelächter. Der Gantruser sagt so schnell wie möglich: „Es Fränkli zum erste, es Fränkli zum



Markt in Düffeldorf.



Markt in Kopenhagen.

andere, es Fränkli zum dritte! Herr Student K.!"

Ich bezahlte mein Fränkli und war sehr neugierig zu vernehmen, was ich dafür erhalten werde. Die Leute gratulierten mir lebhaft und mit fröhlichen Gesichtern, und dann brachte man mir eine ganz große „Zeine“, deren Inhalt von einem Stück Tuch neidisch verdeckt wurde. Ich riß es weg, und da enthüllte sich vor meinen Augen alles, was das Boudoir einer alten Jungfer nur enthalten kann. Das „Hogermadleni“ war gestorben, und ich war nun der glückliche Besitzer der intimsten Bestandteile seiner Hinterlassenschaft.

Ganz wunderbare Sachen waren dabei! Etwa drei Spizenhauben mit radförmigem Heiligenschein, fünf Unterröcke, ein schöner Kamm — einige Zinken waren immer noch ganz daran — ein ungerader Pantoffel, eine Schachtel mit Knöpfen und „Bättizeichen“, ein Nodlehüsli mit „Souvenir du Righi“ darauf, ein sehr nützliches Geschirr, eine Düte

mit Flöhpulver, worüber ich schon früher einmal froh gewesen wäre, und ein ziemlich abgearbeitetes Zahnbürstli, was mich am meisten wundernahm, weil das Hogermadleni ja längst keinen einzigen Zahn mehr im Munde hatte. Ja sogar ein Spiegel war dabei, denkt euch — das Hogermadleni und ein Spiegel! Dazu noch Bänder, ein Fürtuch, unter dem das brave Altjungferherz so innig geklopft und gebetet hatte, zerrissene Gölkerketteli und ...

Aber erlaßt mir, bitte, die nähere Beschreibung all der Herrlichkeiten, ich bin so schon zu indiscret gewesen! Nur so viel will ich noch ausbringen, daß ich

beim nächsten Kommers den ganzen Fuchsenstall vollständig auskostümieren konnte und damit einen „pyramidalen“ Erfolg erzielte.

„Es Fränkli zum erste, es Fränkli zum andere, es Fränkli zum — dritte!“

□ □ □

Aphoristisches.

Die Herren des Geldes sind meist auch seine Diener. Fritz Stadler †.



Markt in Rostock.